Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 38 (2019)
Heft: 73

Artikel: Im Arbeitszimmer der Angst
Autor: Kretzen, Friederike
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-846997

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Friederike Kretzen

Im Arbeitszimmer der Angst

«Geboren werden, umherirren, sterben, verwesen, vergessen werden.»

Sprichwort der Belutschen

1.

Angst ist Angst, sie taugt für keine Metapher. Es gibt vielleicht kein anderes Wort, das sich so wenig übersetzen lässt wie das der Angst. Das liegt an der Unmittelbarkeit, mit der sie uns überfällt und sofort in Alarm versetzt. Zum Thema Angst zu schreiben – wie sie wirkt, wie sie sich anfühlt, wovor sie warnt – macht Angst. Und es stellt sich mir die Frage, wie ich das Gespräch mit ihr suchen kann, ohne dass ich mich über sie erhebe. Nicht über die Angst und nicht über die, die Angst haben, zu denen auch ich gehöre.

Insofern möchte ich mich kleiner, ängstlicher, anders mit ihr auseinandersetzen. Mit ihr und den viel zu grossen Erfahrungen von Ohnmacht und Gewalt, Geburt und Tod, die unser Leben bestimmen, ob wir das wollen oder nicht. Das Sprichwort der Belutschen ist mir dabei eine schöne Lampe. Es spricht aus, wie es ist, und das ist so klar wie ungeheuerlich.

2.

Letzte Woche war ich auf dem Basler Betreibungsamt. Ich brauchte eine Bestätigung, dass ich in den letzten fünf Jahren nicht betrieben worden bin. Kostet siebzehn Franken und ist, wenn alles gut geht, schnell ausgestellt. An der Wand von Zimmer eins, gegenüber dem Schalter, sah ich über dem Schreibtisch, den sich zwei Frauen teilen, eine einfache Umrisszeichnung von einer Art Teddybär mit weit ausgestreckten Armen. Darüber stand in leicht krakeliger Schrift: Ich funktioniere nur unter Druck. Und unter dem bärenartig unbeholfenen Wesen: Drück mal.

Neben dieser Zeichnung hing ein kleineres Schild, auf dem etwas von Tod stand, das ich aber nicht genau lesen konnte. Ich fragte die Frau, was darauf ste-

hen würde. Sie war erstaunt, wonach ich sie da frage, drehte sich um, las, leicht stockend, so als hätte sie dieses Schild noch nie gesehen: Lächle, Du kannst nicht alle töten.

Ich habe dann gelächelt und bin leicht benommen wieder gegangen. Was hatte da wie die Schrift an der Wand bei Belsazar gestanden? Ein Witz, ein Notschrei, Menetekel, Ankündigung des nahen Tods und Untergang des Amts? Waren hier alle in Gefahr, vor Wut durchzudrehen? So dass es jeden Moment so weit sein konnte, dass es zu Toten kam? Wer würde die Täterin, wer Opfer sein? Ich oder die Frau am Schreibtisch unter dem Schild? Wusste sie besser als ich, dass ich hier war, um zu töten? Kennen sich die, die dort im Amt arbeiten, mit dem Willen zu töten aus? Mit der Not, die diesen Willen hervorbringt? Sie setzen ihn jedenfalls schon mal voraus und versichern mir, dass sie schneller sein werden, auch die schnelleren Mörder. Darum lieber lächeln, gute Miene zum bösen Spiel machen. Mir fiel dann gleich ein Satz aus David Foster Wallace' Buch *Unendlicher Spass* (2009, 294) ein: «Dass die Menschen, vor denen man am meisten Angst haben muss, die Menschen sind, die am meisten Angst haben.»

Aber ging es um Angst? Wurde ich nicht vielmehr vor einer Gefahr gewarnt, die jedes Mass sprengte?

In diesem Amt der Schulden und der Schuld, ihrer Eintreibung und Betreibung, funktionierte alles nur unter Druck. Auch das hatte ich an der Wand lesen können. Ein Druck, der so weit geht, dass er sich als Aufforderung zur Liebe verkehrt: Drück mal, lieb mal, umarm mal den mit weit ausgebreiteten Armen voller Erwartung dastehenden Bären. Doch war der Bär auf der Seite der Angestellten oder auf der Seite derer, die kamen, um betrieben zu werden, die Schulden hatten? Gab es für sie dennoch eine Liebe, trotz ihres Drucks? Oder wegen ihres Drucks?

Mehr an ambivalenter Ladung geht auf keine Kuhhaut. Doch die, die in dem Raum arbeiten, an dessen Wänden solche Botschaften zu lesen stehen, scheinen das nicht beunruhigend zu finden. Oder sie finden es so beunruhigend, dass sie es nicht wahrnehmen können. Wie komme ich also dazu, das Offensichtliche so zu lesen, dass ich darüber erschrecke? Ist das meine Schuld? Verstehe ich keinen Spass? Genau das aber macht die ambivalente Ladung aus. Alle im Amt und auf allen Seiten wissen, was los ist: Massloser Druck und mörderische Wut gehen um, schreiben sich als Warnung an die Wände, aber wehe, eine sagt, was steht da zu lesen? Das Bedrohliche an dem Spruch mit dem Lächeln besteht nicht darin, dass es ihn gibt, sondern dass alle um ihn wissen und keiner ihn aussprechen darf. Das gehörige Mass an mörderischer Phantasie, an Wut und Not, das wir alle mit uns tragen, das in vielen Betrieben, Ämtern, Schulen herrscht, wird umso bedrängender und ausschliessender, da es nicht sein darf, nicht gesagt und damit auch nicht mitgeteilt werden kann. Nicht nur, dass das Amt über Schicksale entscheidet, es bestimmt auch, dass das in seiner ganz realen Gewalttätigkeit geleugnet werden muss. Leugnung zwingt einerseits zum Geständnis – Schrift an

der Wand – und andererseits dazu, deren Offensichtlichkeit dermassen bekämpfen zu müssen, dass es wirklich mörderisch werden kann.

3.

Im *Horatier* von Heiner Müller (1983, VI, 53) heisst es: «Tödlich dem Menschen ist das Unkenntliche.» Was aber macht das Unkenntliche aus? Kennen wir es nicht, oder kennen wir es so sehr, dass wir unsere Vertrautheit mit ihm unbedingt leugnen müssen?

Im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern ist es ein Kind, das das Kollektiv von der Leugnung der kaiserlichen Nacktheit erlöst. Es sagt, was der Fall ist. Und die, die es bis dahin nicht zu sagen wagten, können auf das Kind hören. Vielleicht sogar der Kaiser. Das ist ein schöner Ausgang aus der Unkenntlichkeit, um nicht zu sagen ein märchenhafter.

4.

Was machen unsere Gefühle, wenn wir sie gerade nicht fühlen? Und was unsere Gedanken, wenn sie von uns unbedacht irgendwo auf dem Küchentisch liegengeblieben sind, sich ohne uns amüsieren? Und wo sind wir, wenn wir weder fühlen noch denken? Können Gefühle auch ohne uns fühlen? Haben sie Hand und Fuss? Wissen sie, was sie tun, wenn sie fühlen und wir nicht da sind? Fühlen sie dann uns oder vielleicht irgendwelche anderen? Wenn wir sie dann wieder fühlen und wieder da sind, wo unsere Gefühle sich herumtreiben, woher können wir dann wissen, dass es unsere Gefühle sind? Dass es nicht die von anderen sind, die so verlorengegangen sind wie unsere?

Wessen Angst ist es, wenn wir Angst haben? Kommt sie von innen, wohnt sie aussen und will in uns hinein? Wer sind wir, wenn wir Angst haben? Und was können wir ihr sagen, wenn es uns doch vor lauter Angst die Sprache verschlägt? Beispielsweise sprechen wir von Schmerz und meinen den, den wir empfinden. Was aber geschieht mit dem Schmerz, wenn er aufgehört hat zu schmerzen? Haben wir ihn dann noch in uns, nur spüren wir ihn nicht mehr? Kann er wiederkommen, uns erneut schmerzen? Oder haben wir ihn überlebt und er ist woanders?

Es gibt Erfahrungen im Leben, die so schmerzhaft waren, dass sie zwar nicht mehr so schmerzen, aber Wunden hinterlassen, die sich in uns auswachsen.*

* Ich möchte hier nicht von Traumatisierung sprechen, da der Begriff so inflationär benutzt wird, dass es mir mehr wie die Austreibung einer Angst vor dem, was Traumatisierung in den Menschen bewirkt, vorkommt.

Vor ihrem Wiederkehren sind wir nur dadurch gesichert, dass wir wissen und ertragen können, dass wir sie schon einmal überlebt haben. Prousts Madeleine, deren Geschmack, in Tee getaucht, dem Erzähler eine Kindheitserinnerung wiederkehren lässt, und ihm darüber hinaus den Weg zu seiner Suche nach der verlorenen Zeit weist, wird als eine schöne Form des Erinnerns angesehen. Dabei wird oft übersehen – um nicht zu sagen geleugnet –, dass Erinnerung, wie Proust sie fasst, eine beängstigend sich bahnbrechende Erfahrung ist. Erinnerung, wie er sie fasst, ist nicht einfach das Wiederkehren von Erlebtem. Es muss sich im Erinnern überhaupt erst noch ereignen. So als hätte es das Erinnerte zwar gegeben, aber damit es wirklich und gegenwärtig werden kann, muss es zuallererst noch eintreten. Dafür braucht es das Erwarten von Verlorenem, die Annahme, dass es als etwas wiederkehren kann, von dem ich noch nicht weiss, was es ist, das allerdings erst in diesem Wiederkehren kenntlich werden kann als etwas, das womöglich zu mir gehört. Verlorengeglaubtes kann nicht wiederkehren ohne die Übersetzung, die Möglichkeit der Sprache, die andere Zeit der Kunst. Prousts Suche ist eine der Kunst. Ihre Blitze und plötzlichen Erleuchtungen, ihr Wagnis der Ungewissheit, ihr grosser Motor des Wunsches erlauben ein anderes Sehen und Suchen. Auch dessen, was so beängstigend ist, dass es viele Jahre in uns haust, uns beseelt und eines Tages mit grosser Wucht als der alte Schmerz aus seiner Grube wiederkommt. Ihn dann nicht vor die Türe zu setzen, sondern sich mit ihm ins Vernehmen zu setzen, dafür bedarf es eines Zusammenhangs. Sei es der der Kunst, der der Sprache oder der der Belutschen. Wir verfügen nicht über Leben und Tod, sie geschehen, wir müssen mit, und darin sind wir alle gleich.

Proust wäre ohne den Wunsch als Motor nicht denkbar, seine Recherche lebt vom Wunsch, schreiben zu wollen. Und zwar das, was es noch nicht gibt, und von denen, die nicht mehr da sind.

Eines der grossen Anliegen Prousts, sagt Roland Barthes, sei es, die, die er geliebt hat, fortleben zu lassen. «Das Schreiben dient der Rettung, dazu, den Tod zu besiegen; nicht den eigenen, sondern den Tod derer, die man liebt, indem man von ihnen Zeugnis gibt, indem man sie fortdauern lässt, sie aus dem Nichterinnern heraushebt.» (2008, 40)

Andere aus dem Nichterinnern herausheben, Zeugnis zu geben davon, dass sie gelebt haben, erlaubt, von uns absehen zu können. Gibt uns die Möglichkeit, uns in einem Zusammenhang zu erfahren, in dem uns das Fremdeste das Vertrauteste sein kann, das längst Überlebte, das, dessen Überleben – wie unser eigenes – immer wieder auf dem Spiel steht. Keiner kann sich allein erinnern. Wir brauchen die anderen, die, die gewesen sind, und die, die nach uns kommen werden, um unsere Flüchtigkeit ertragen zu können. Die Arbeit an der Erinnerung ist immer auch eine Arbeit an der Angst, um nicht zu sagen eine Arbeit mit der Angst.

5.

Wir Toten sind nicht tot, sagt das Knie eines Soldaten, das von ihm übriggeblieben ist und einsam um die Welt geht. Das Knie sagt, wir müssen reden, reden, reden. Und es redet von all dem, was es nicht tot sein lässt.

Alexander Kluges Film *Die Patriotin* wird von diesem sprechenden Knie umwandert, der Film bringt es zum Sprechen, folgt seiner Spur auf der Suche nach einer anderen Geschichte.

Um uns in unserer Angst zuhören zu können, um womöglich das Gespräch mit der Angst, die uns in die Flucht zu schlagen droht, zu führen, brauchen wir ein Knie, das uns davon spricht, dass die Vergangenheit noch nicht vergangen ist. Das heisst, dass sie noch anders werden kann und mit ihr alles, was wir uns vorstellen, was mit uns wird geschehen können.

Um uns in unserer Vorstellung vom Leben dem Tod ohne Auferstehung, ohne Transzendenz, dem nackten Sterben übergeben zu können, bedarf es einer anderen Erfahrung von Zeit und geschichtlichem Raum. Die sind nicht ausser uns, sondern Teil von uns. Von Anfang an sind wir Überlebende. Wir leben nach dem Tod all derer, die vor uns gelebt, gefühlt, gearbeitet haben. Wir leben von ihnen und von ihrem Tod. Wir beerben sie, so wie wir von denen, die nach uns weiterleben, beerbt werden.

Sterben ist etwas, das zum Leben gehört, das sich in kleinen Dosierungen täglich ereignet. Denken wir an den Schlaf, an die Leere nach grossen Anstrengungen, denken wir an all das, was wir von uns geben, und dann ist es nicht mehr da.

Um leben zu können, müssen wir uns unablässig übergeben. Wir vertrauen und tun es, ohne uns zu fragen, ob wir es tun wollen.

Wer oder was bedeutet uns, Herr im eigenen Haus sein zu sollen, statt wahrzunehmen, dass wir in einem viel grösseren Haus leben, in dem Türen und Fenster immer offen stehen. Durch die zieht der Wind der Welt, die Ströme der Zeit. Ein Haus, in dem sich Spuren und Gespenster zusammen mit den Lebenden versammeln, und sie versuchen, dem Leben zuzuhören wie dem Wind, dem Regen, den müden Fliegen vom letzten Sommer. Während ein Knie weiter einsam um die Welt geht.

Von dort her ruft uns Ossip Mandelstam zu: «Du bist noch nicht tot, noch bist du nicht allein.» (Énard 2016, 99)

6.

Nichts lässt sich so wenig lernen wie Angst. Eher lehrt sie uns, dass das Leben nicht zu lernen ist, dass es, solange wir leben und lebendig sind, keine Meisterung gibt. Weder das Leben noch die Angst lassen sich meistern. Vom Tod ganz zu schweigen.

Vielleicht kommt die Redeweise, dass ein Meister nicht vom Himmel fällt, aus diesem alten Wissen. Der Himmel ist kein Gebiet für Könner, eher eine Gegend der ewig Unbelehrbaren, die die Belehrungen zurückweisen, um dem begegnen zu können, was so überwältigend sich auswirkt wie die Angst. Gegen die kein Kraut gewachsen ist. Sie bekämpfen zu wollen, macht sie nur stärker. Und sie zu leugnen, macht uns unwirklich. So unwirklich, dass die Angst an Wände schreibt und wir nicht mehr wissen, dass wir es sind, die leben und Angst haben.

Dabei ist Angst vielleicht ganz klein und zart. Vielleicht hat auch sie Angst.

Der iranische Filmemacher Abbas Kiarostami sagt in einem Gespräch mit Jean-Luc Nancy (2005, 87): «Man muss mit einer gewissen Schwäche, einem Mangel in den Krieg ziehen gegen die grossen Mächte.» Weniger kriegerisch formuliert heisst das: Nur wenn wir uns auf das beziehen, was in uns schwach und mangelhaft ist, können wir dem begegnen, was uns so übermächtig bedrängt, dass wir uns lieber verlassen möchten, als weiter dieser Angst ausgesetzt zu sein.

Doch wie uns beistehen in der Angst, wenn sie uns einnimmt, uns zu fressen droht? So, dass wir nicht mehr auf sie hören können, nichts vernehmen von dem, was sich in ihr äussert. Etwas, das uns warnt, das uns angeht. Auf das zu hören notwendig ist – als erste Wendung der Not, die Angst bedeutet.

7.

Wir leben in einer Zeit, in der uns unablässig und von allen Seiten Angst eingejagt wird, um uns im nächsten Augenblick die Rettung anzutragen. Wir sollen Angst haben, aber nur, um uns der angebotenen Rettung anzuvertrauen und ihr zu gehorchen. Vielleicht ist auch das eine Form des Lernens. Wahrscheinlich die Form, die uns als das lebenslange Lernen nicht nur in den Schulen, auch in Betrieben, Rehabilitationszentren und Museen angetragen wird; es ist aber eine Form von Terror.

So bekam ich vor ein paar Tagen Post, deren Absender ich zunächst nicht erkennen konnte. Ein Adlerkopf mit offenem Schnabel starrte mich an und fragte: Amerika im Sinkflug? Auf der nächsten Seite fragte ein ertrinkender Eisbär: Klimawandel – und jetzt? Neben einem vertrockneten Blumenstrauss war zu lesen: Zinsen auf dem Trockenen? Konjunktur nicht auf Kurs? Fällt der Brexit ins Wasser? Daneben waren Regen und ein Regenschirm abgebildet. Und noch immer wusste ich nicht, von wem diese Post kam. Erst auf der letzten Seite wurde ich dann unter dem Motto «Jede Marktsituation eröffnet neue Chancen» zu einem Beratungsgespräch in die Basler Kantonalbank eingeladen. Wenn ich das hier so hinschreibe, denke ich, das liest sich wie eine schlechte Erfindung. Es ist aber ein Symptom. Erst wird mir ein Drohszenarium mit all dem Beängstigen-

den, das uns ständig um die Ohren fliegt, ins Haus geschickt, dann werde ich freundlich zu einer Beratung eingeladen, die mich retten wird. Denn die Berater wissen es qua ihres Amtes besser und werden mir raten, ganz einfach die Situation umzudeuten. Also eine Chance aus dem zu machen, was mir zunächst als Abgrund angetragen worden ist.

Für wie blöd werden wir denn gehalten und wie blöd sind wir schon geworden? Ist es nicht kränkend, immer auf der Ebene angesprochen zu werden, wo wir beraten werden müssen? Warum lassen wir uns das gefallen? Um was geht es da? Doch gewiss nicht um uns und die Angst, die ein aufgerissener Adlerschnabel mit dem Blick auf seine Jagdbeute auslöst. Nach diesem Muster funktionieren viele Geschäfte und Politiken, in denen uns am Ende Rettung in Aussicht gestellt wird. Eine Rettung, die uns (so eine Werbung für Schmerzmittel) verspricht: Wir sind stärker als ihr Schmerz. Mit uns, unserem Mittel, unserer Beratung ist ein Kraut gewachsen gegen Angst, Bedrohung, Verunsicherung, ja sogar den Schmerz können wir bekämpfen.

8.

Doch was, wenn wir sagten, wir haben Angst und wollen nicht von der Kantonalbank beraten werden, würde uns das nur noch mehr Angst machen? Und was, wenn wir sagten, wir haben Schmerz, doch ist er nicht unser Feind, sondern gehört zu uns?

Angst als unsere Feindin zu bekämpfen, erlaubt, sie als etwas uns Äusserliches zu betrachten. Doch was, wenn sie sich aus unbekannten Gebieten unserer selbst, von denen wir nicht wussten, dass sie existieren, erhebt? Was, wenn sie mit keinerlei äusserer Versicherung zu beruhigen ist?

Was für eine Welt soll das sein, in der alle darum bemüht zu sein scheinen, Angst und Schmerz aus dieser Welt zu schaffen? Und zwar so, dass sie nicht sein dürfen. Als hätten sie keinen Grund, als würden soziale Ungesichertheit, gesellschaftlicher Ausschluss nicht Angst machen, keine Schmerzen bereiten. Statt die Gründe von Angst und Schmerz zu analysieren und zu benennen, müssen die Gefühle weggemacht werden. Als hätten sie nichts mit uns zu tun, als spräche sich in ihnen nicht eine Unerträglichkeit aus, die ihrer Leugnung widersteht.

Eine Gesellschaft, in der Angst und Schmerz nur noch als etwas so schnell wie möglich zu Überwindendes angesehen werden, ist das nicht eine von allen guten und schlechten Geistern verlassene? Eine ohne Geist und Geister? Eine Gesellschaft, in der Lebende von Toten nicht mehr zu unterscheiden sind? Gibt es eine beängstigendere Vorstellung als diese?

9.

Dass Angst zu fürchten sei – ich las das als Titel eines im letzten Jahr erschienenen Buchs –, ist redundant und nicht sehr analytisch. Angst ist nicht zu fürchten, sie ist ja schon Angst genug. Schwerwiegender und bezeichnender für unsere Zeit ist die Betäubung der Angst. Sie verlangt nach Absicherung, nach ständiger Kontrolle, dass das, was ich erlebe, nicht gestört wird, nicht verunsichert werden darf durch Unvorhersehbares. Betäubung und Leugnung gehen Hand in Hand. Angst zu leugnen, erschafft zugleich eine Sucht nach Angst. Denn dem, was sich in der Angst bemerkbar macht, entgehen wir nicht. Die Bedrohung wird nur immer mehr und braucht darum Nahrung, Anreiz, Katastrophen, zusammen mit darauf abgestimmten Beruhigungen, Sicherheitsversprechen, Rettungsangeboten.

Es ist also weniger die Angst, die die Seele frisst, als ihre Leugnung. Sie verlangt ununterbrochene Betäubung, Beruhigung, Abschottung. Und im gleichen Mass will sie immer mehr Beunruhigung, Bedrohung, Erregung. Das ist nichts anderes als Sucht.

10.

Sucht bleibt anstelle von uns, wenn die Angst uns gefressen hat. Sie lebt unser Leben, gibt ihm Orientierung, hat uns ersetzt. Ob Produkte, die wir kaufen, oder Erfahrungen, die wir machen, sie werden gleichermassen durch Kommentare umzingelt und bestimmt. Wir bleiben auf den Pfaden vorgegebener Bedeutungen, bekommen gesagt, was gut ist, was nicht gut ist. Und sind selbst unablässig dem Kommentar ausgesetzt. Das fängt im Kindergarten an. Schon dort werden die Kinder evaluiert, und was sie erleben und lernen, ist in didaktischen Programmen festgehalten und wird überprüft. Bewertung, Evaluation, Beratung ist unsere Begleitung geworden. Wir sind eingepackt, umzingelt, zugeschnürt mit Vorschlägen, Vorgaben, Richtlinien, was wir sind, was wir zu leisten haben und wie wir uns retten sollen. Vor allem aber müssen wir uns retten lassen, brauchen wir Anleitungen nicht nur zum Glücklichsein. Auch fürs richtige Essen, fürs Trauern, fürs Stillen, fürs Wandern und Schlafen. Was sollen Ausbildungen, wo von Anfang an klar ist, was dabei herauskommen soll? Was soll eine Kunst, die von möglichst vielen verstanden werden kann? Was wollen wir in Museen, in fremden Ländern, wo uns unablässig gesagt wird, was wir sehen, wenn wir sehen, und was besonders sehenswert ist?

Warum machen wir mit? Warum sagen wir nicht, so können wir keinen klaren Gedanken mehr fassen?

Auf Reisen in Japan und im Iran habe ich in den letzten Jahren viele Menschen getroffen, die nicht reisen, sondern sich führen lassen. Inklusive Übernachtung in der Wüste, Besteigung eines Bergs, Gespräche mit Einheimischen. Sie werden

am Morgen im Hotel von ihren Führern abgeholt und abends wieder zurückgebracht.

In Museen verhält es sich ähnlich. Führungen werden immer beliebter. Kaum noch jemand geht ins Museum und schaut mal, was mit ihm in diesen Räumen geschieht. Dabei lebt doch der Museumsbesuch wie das Reisen vor allem davon, sich dem gegenüber zu finden, was da ist, was uns anschaut, und vom schönen Wagnis, zurückzuschauen. Woher kommt die Angst, etwas falsch zu machen, etwas nicht richtig gesehen zu haben? Und woher kommt die Vorstellung, ich könnte alles verstehen, alles überhaupt richtig machen? Welche Autoritätsgläubigkeit wird da ins Feld geführt, um welche Schlacht gegen wen zu schlagen?

11.

Gefühle sind Verbindungen von uns mit anderen. Was nicht heisst, dass wir ihre Gefühle kennen würden oder dass Gefühle gleich wären. Das sind sie nie. Nur dass wir von Gefühlen bestimmt werden, ist gleich.

Zwar suchen wir nach Bindungen, Beziehungen, aber wo wir in Bezügen sind, da wollen wir oft nicht sein. Vor allem dann nicht, wenn es schwierig wird. Woher nehmen wir die Annahme, es könne für uns einfache Lösungen geben? Steht dahinter nicht auch die ungeheure Angst, wehe, wir machen Schwierigkeiten? Das ist das Zweischneidige an der Idee von der Lösbarkeit dessen, was nicht zu lösen ist. Als wollten wir Bindungen ohne Bindungen, Freiheit ohne Freiheit, Gefühle ohne Gefühle.

Doch solange wir am Leben sind, müssen wir uns treu sein, um Treue zu erleben. Und Bedeutung gewinnen wir nur, wenn wir uns etwas bedeuten können.

Wer, wenn nicht wir, könnte all das aufgeräumte, im Grunde gleichgültige Verhalten, das uns in all den gut funktionierenden Betrieben, Hochschulen, Kliniken zu praktizieren angetragen wird, zurückweisen?

P. S.

Nicht mehr leugnen zu müssen, ist eine Form von rauem Glück. Die Anonymen Alkoholiker, eine Gemeinschaft, die sich mit wenigen, sich selbst gegebenen Regeln in der Not der Sucht beizustehen versucht, kennt eine alte Medizin: die Dankbarkeit. Sie erleichtert anzunehmen, was ist. Sie hilft uns, nicht gleich urteilen zu müssen, nicht über andere und nicht über uns, sondern zuzuhören. Vor allem denen, die gescheitert sind. Und von ihnen zu lernen, was nicht zu lernen ist. Sie hilft auch, endlich das Leugnen der Sucht aufzugeben und den Schmerz, der Sucht bedeutet, zu ertragen.

Derrida (2004, 23) sagt: «Wenn ich mir mein Leben in Erinnerung rufe, bin ich geneigt zu denken, dass ich das Glück und die Chance gehabt habe, selbst die unglücklichen Momente meines Lebens zu lieben und für sie dankbar zu sein (sie zu segnen). Und wenn ich mir die glücklichen Momente in Erinnerung rufe, so bin ich auch für sie dankbar (segne ich auch sie), gleichzeitig drängen sie mich jedoch dem Gedanken an den Tod, dem Tod entgegen, denn es ist vergangen, vorbei ...»

So endet das Gespräch vom Herbst 2004, das sein letztes werden sollte. Ich möchte ihm auch hier das letzte Wort lassen.

Literatur

Barthes, Roland, 2008: Die Vorbereitung des Romans. Frankfurt am Main

Derrida, Jacques, 2004: Das Leben, das Überleben. In: Lettre International 066, Berlin

Énard, Mathias, 2016: Der Alkohol und die Wehmut. Berlin

Foster Wallace, David, 2009: Unendlicher Spass. Köln

Kluge, Alexander, 1979: Die Patriotin. Frankfurt am Main

Müller, Heiner, 1983: Mauser. Berlin

Nancy, Jean-Luc, 2005: Evidenz des Films. Berlin